

(Nachdruck verboten.)

64]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Barfuß richtete ihre Augen auf ihn, die sich mit grenzenloser Liebe und Anbetung erfüllten, wie für einen allmächtigen und gütigen Herrn, einen Retter, einen Gott. Dann schob sie ohne ein Wort den Karren vollends in die Einfriedigung und barg ihn unter einem kleinen Schuppen.

Lange war ihr mit unendlich zärtlichem Blicke gefolgt. Er gab sich manchmal den Anschein, sie rauh zu behandeln, als eine von der Straße aufgelesene Flugeunerin, deren strenger Gebieter er bleiben wollte. In Wahrheit beherrschte sie aber ihn, er liebte sie mit einer starken Leidenschaft, die er nicht gestehen mochte, die er unter seiner knorrigen Bauernart verbarg. Der kleine, gedrungene Mann mit dem eckigen Kopfe und dem wirren Haar- und Bartwalde war im Grunde eine empfindsame, liebevolle Natur.

Er wandte sich nun in seiner rücksichtslos offenen, vertraulichen Art an Lucas:

„Nun, es scheint ja nicht zum besten zu gehen mit dem Glück für alle? Sie wollen also nicht nach Ihrer Art glücklich werden, die Tröpfe, die sich dazu herbeigelassen haben, sich in Ihre Kaserne einschließen zu lassen?“

So oft er mit Lucas zusammentraf, neckte und verspottete er ihn in dieser scherzenden Weise ob seines Versuchs der Gründung einer fourieristischen Gemeinschaft auf der Crèche. Und als Lucas bloß lächelte, fuhr er fort:

„Ich hoffe, daß Sie, ehe sechs Monate um sind, zu uns Anarchisten kommen werden. Ich wiederhole Ihnen, daß alles verfault ist und daß nichts andres übrig bleibt, als die alte Gesellschaft mit Bomben zusammenzuschmeißen.“

Bonnaire, der bis jetzt geschwiegen hatte, warf plötzlich ein: „O, Bomben werfen, das ist Unsinn!“

Er, der Kollektivist, war nicht für die Schreckensmittel, für die Propaganda der That, obgleich er von der Notwendigkeit einer baldigen Umwälzung überzeugt war.

„Wie, Unsinn?“ rief Lange verlezt. „Glauben Sie denn, daß, wenn die Bourgeois nicht entsprechend vorbereitet werden, Ihre vielberedete Socialisation der Arbeitsmittel jemals durchzuführen ist? Ihr verkleideter Kapitalismus ist Unsinn! Erst müssen Sie alles zerstören, ehe Sie daran gehen können, alles neu aufzubauen.“

Sie fuhren fort, ihre anarchistischen und kollektivistischen Lehren gegen einander auszuspielen und sich gegenseitig zu bekämpfen, und Lucas konnte sich auf die Rolle eines Zuhörers beschränken. Der Abstand zwischen Lange und Bonnaire war ebenso groß, wie der zwischen Bonnaire und ihm. Wenn man den beiden zuhörte, wie sie scharf und verbissen mit einander stritten, so hätte man sie für Menschen verschiedener Rassen, für Erbfeinde halten mögen, die bereit waren, einander zu zerfleischen, zwischen denen keine Einigung möglich war. Und dennoch wollten sie einer wie der andre nur das Glück aller Menschen, sie strebten beide demselben Ziele zu: Frieden, Gerechtigkeit und eine Arbeitseinteilung, die allen das tägliche Brot und die Genüsse des Lebens verschaffte. Aber mit welcher Wut, mit welchem Haß standen sie einander jetzt noch gegenüber, so lange es sich um die Wahl der Mittel handelte! Auf der langen und beschwerlichen Straße des Fortschritts lieferten sich die des Wegs ziehenden Brüder, die alle von demselben Wunsch nach Befreiung durchglüht waren, bei jedem Haltepunkt blutige Schlachten, bloß um der Frage willen, ob es besser wäre, rechts oder links zu gehen.

„Nun, jeder ist sein eigener Herr,“ sagte Lange zum Schluß. „Lassen Sie sich von Ihrem Bourgeoisideal einschläfern, Genosse, wenn Ihnen das Vergnügen macht. Ich weiß, was ich zu thun habe. Ja, ja, es geht vorwärts mit den kleinen Angebinden, mit den kleinen Töpsen, die wir eines schönen Tages beim Präfekten, beim Bürgermeister, beim Präsidenten, beim Pfarrer abgeben werden, nicht wahr,

Barfuß? Eine schöne Marktfahrt soll das werden, und fröhlich werden wir da den Karren ziehen, was?“

Das hochgewachsene, schöne Mädchen war wieder auf die Schwelle getreten, und ihre Gestalt ragte stolz und monumental zwischen den roten Ziegeln der kleinen Mauer empor. Wieder flammten ihre Augen auf und mit einem Lächeln drückte sie die Ergebenheit der Sklavin aus, die ihrem Herrn blindlings zu folgen bereit ist, auch bis zum Verbrechen.

„Ja, sie ist mit dabei, Genosse“, sagte Lange in seiner knurrigen und doch zugleich zärtlichen Weise. „Sie hilft mir.“

Als Lucas und Bonnaire von dem Töpfer Abschied genommen hatten, ohne Groll, trotz ihrer geringen Uebereinstimmung, gingen sie eine Weile schweigend neben einander. Dann fühlte sich Bonnaire gedrängt, seine Theorien abermals zu wiederholen, aufs neue zu beweisen, daß es außerhalb der kollektivistischen Lehre kein Heil gab. Er verwarf den Anarchismus, so wie er den Fourierismus verwarf, diesen, weil er sich nicht unverteilt des Kapitals bemächtigte, jenen, weil er es gewalthätig zerstörte. Und Lucas mußte wieder einmal denken, daß die Versöhnung der Gegensätze nicht eher eintreten werde, als bis das glückliche Reich der Zukunft gegründet war und die verschiedenen Sekten in dem endlich erfüllten gemeinsamen Ideal sich vereinigten. Dann hatte der Streit um den besseren Weg endlich ein Ende, dann war das von allen ersehnte Ziel erreicht, und brüderlicher Friede herrschte zwischen den Parteien. Aber welche schrecklichen Seelenqualen auf dem langen noch zurückzulegenden Wege, welcher Schmerz, wenn die Brüder sich gegenseitig zerfleischten und sich selber am Vorwärtsschreiten hinderten!

Lucas kehrte in seine Wohnung zurück, tieftraurig über diese unaufhörlichen Rückstöße, die ebenso viele Hindernisse für sein Werk waren. Sowie zwei Menschen handeln wollten, verstanden sie sich nicht mehr. Und als er allein war, entrang sich seinem übervollen Herzen wieder der Ausruf:

„Sie lieben nicht! Wenn sie lieben würden, wäre Fruchtbarkeit überall, alles würde siegreich sprießen unter der warmen Sonne!“

Morsain machte ihm gleichfalls Sorgen. Er hatte vergeblich versucht, den Mann ein wenig zu civilisieren, ihn zu bewegen, seine Felsenhöhle zu verlassen und eines der kleinen, hellen Häuser der Crèche zu beziehen. Der Schmelzmeister hatte sich dessen beharrlich geweigert unter dem Vorwand, daß er dort oben seiner Arbeit näher und besser in der Lage sei, sie zu überwachen. Lucas verliebte sich vollständig auf ihn, ließ ihn den Hochöfen nach der alten, hergebrachten Methode leiten, bis es den unermüdlichen Arbeiten und Forschungen Jordans gelungen sein würde, die umwälzenden elektrischen Ofenbatterien herzustellen. Aber der wahre Grund der starrsinnigen Weigerung Morsains, zu den Menschen herabzusteigen, welche die neue Stadt bevölkerten, war die Verachtung, der Haß nahezu, den er gegen sie empfand. Er, der Cyclop, der Bezwinger des Feuers, der Arbeiter, den eine uralte Sklaverei unter ihr Joch beugt, der als stummer Held ohne einen Gedanken der Auflehnung seine Körperkraft ausgab, der die düstere Größe des Vagnos liebgewonnen hatte, in welches er durch den Spruch des Schicksals unentrinnbar eingeschlossen war, sah mit zorniger Beringschätzung auf diese Fabrik, deren Arbeiter seine Herren sein sollten, die mit ihrer Kraft sparten und die gar bald ganz durch Maschinen ersetzt werden würden, deren Lenkung Kinder besorgten. Das schien ihm klein und erbärmlich, diese ängstliche Sorge, sich nur ja so wenig als möglich anzustrengen, nicht mehr mit dem Feuer und dem Eisen kämpfen zu sollen. Es fehlte ihm jeder Begriff hierfür, er suchte verächtlich die Achseln, ohne aber das Schweigen, das er oft tagelang bewahrte, mit einem Wort zu unterbrechen. Und stolz und einsam blieb er auf seiner Felswand, herrschte über seinen Hochöfen und wachte über die Abstiche, die dessen Gemäuer fünfmal in je vierundzwanzig Stunden mit blendender Feuersglut bestrahlten.

Noch einen Grund gab es, der Morsain zum Feinde der neuen Zeit machte, von der er nichts wissen wollte, deren Hauch noch nicht einmal seine feuerharte Haut berührt hatte — ein Grund, unter dem dieser schweigame Mann schrecklich leiden mußte. Blaucien, seine Tochter, deren blaue

Augen sein Himmel waren, das schöne, prächtige Geschöpf, die als geliebte Hausfrau in seinem Heim waltete, seitdem die Mutter tot war, Blauchen war schwanger geworden. Er brauste auf und verzicht dann, denn er dachte, sie würde durch eine Heirat ihre Ehre wieder herstellen. Aber er ward von neuem Zorn erfaßt und wurde unversöhnlich, als sie den Namen des Manns gestand: Achille Gourier, der Sohn des Bürgermeisters. Seit Jahren dauerte nun schon ihr Verhältnis, trafen sie sich auf den Pfaden der Monts Bleues, verbrachten sie die Nächte unter dem weiten, sternbesäeten Himmel, auf den Hängen, wo der Thymian und der Lavendel duftete. Achille, der Bürgersohn, den seine Klasse mit Verachtung und Empörung erfüllte, hatte mit seiner Familie gebrochen und Lucas gebeten, ihn als Zechner in die Crècherie aufzunehmen. Er zerriß alle hindernden Bande, er wollte lieben nach eigener, freier Wahl, wollte arbeiten für das erkorene Weib, wollte die alte, dem Untergang geweihte Gesellschaft ganz von sich abschütteln und als Bürger der neuen Zeit sich entwickeln. Aber Morfain sah in ihm nur den Herrn und Sohn eines Herrn, und daß Blauchen sich von einem solchen hatte verführen lassen, das war Rebellion und Teufelei, das traf ihn so tief, daß er Blauchen aus dem Hause jagte wie eine Verlorene. Das ganze alte Gebäude geriet ins Wanken, wenn eine so schöne und gute Tochter selbst eine der Stützen erschütterte, indem sie dem Sohn des Bürgermeisters Gehör schenkte, ja ihn vielleicht sogar angelockt hatte.

Blauchen, aus dem väterlichen Hause verjagt, hatte sich natürlich zu Achille geflüchtet, und Lucas sah sich genötigt, vermittelnd einzugreifen. Die beiden jungen Leute sprachen nicht einmal von Heirat. Wozu auch? Sie waren vollkommen sicher, daß sie sich liebten und sich nie verlassen würden. Um sich verheiraten zu können, hätte Achille gegen seinen Vater einen Prozeß anstrengen müssen, und das schien ihm eine unnötige verdrießliche Aufgabe. Umsonst drang Coirette auf legitime Vereinigung des Paares, da sie der Ansicht war, daß es notwendig sei, um des guten Rufes der Crècherie willen der landläufigen Moral dieses Zugeständnis zu machen. Lucas bewog sie endlich dazu, daß sie die Augen zudrückte, denn er fühlte wohl, daß die neue Generation sich immer mehr der freien Ehe zuwenden werde.

Aber Morfain fand sich nicht eben so leicht in das Geschehene, und Lucas mußte eines Abends zu ihm hinaufsteigen, um ihm Vernunft zuzureden. Seitdem der Schmelzmeister seine Tochter davongejagt hatte, lebte er allein mit seinem Sohn Dada in seiner Felsenhöhle, und die beiden Männer besorgten sich selbst die Wirtschaft. An diesem Abend hatten sie ihre Suppe gegessen und saßen an dem derben Eichtisch, den sie sich selbst mit Beil und Messer verfertigt hatten, während die schwachleuchtende Lampe ihre riesigen Schatten an die geschwärzten Wände warf.

„Trotz alledem, Vater,“ sagte Dada, „die Welt geht vorwärts, und man kann nicht auf einem Fleck bleiben.“

Morfain schlug mit der Faust auf den schweren Tisch, daß er erzitterte.

„Ich habe gelebt, wie mein Vater gelebt hat, und Eure Pflicht ist es, so zu leben wie ich.“

Gewöhnlich wechselten die beiden nicht vier Worte im Tag. Aber seit einiger Zeit war ein dumpfer Gegensatz zwischen ihnen entstanden und wuchs noch immer; und obgleich sie alles thaten, um Auseinandersetzungen zu vermeiden, kam es doch manchmal dazu. Der Sohn konnte lesen und schreiben und ward immer stärker berührt von dem Hauch der neuen Zeit, der bis in die Felschluchten der Berge wehte. Und der Vater, in seinem starren Stolz, nichts andres zu sein, als ein ehrenfester Arbeiter, dessen Körperkraft genigte, um das Feuer zu bändigen und das Eisen zu besiegen, waltete auf in schmerzhafter Empörung, als er sah, daß sein Geschlecht entartete durch all' dieses neuartige Wissen und überflüssige Denken.

„Wenn Deine Schwester nicht Bücher gelesen und sich mit dem besetzt hätte, was da unten vorgeht, so wäre sie noch bei uns. O, diese verfluchte neue Stadt, die sie uns weggenommen hat!“

Er hatte die Faust wieder erhoben, aber er ließ sie nicht auf den Tisch niederfallen, sondern streckte sie durch die offene Thür in die Nacht hinaus, gegen die Crècherie, deren Lichter gleich Sternen von unten heraufunkelten.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Akt.

Von Ch. Esquier. Autorisierte Uebersetzung von
A. Friedheim.

„Fertig! . . . Ich bin fertig,“ murmelte Lobel und warf den kleinen Handspiegel fort, der ihm sein abgemagertes Gesicht, auf das der Tod schon seinen Stempel gedrückt, gezeigt hatte.

„Fertig!“
Es wurde ihm klar durch die Art seines Arztes, der sich geschickt jeder Frage zu entziehen wußte; es wurde ihm vor allem klar an den Symptomen, die er empfand, der inneren Blut, dem ewigen Durst, dem quälenden Husten, der seinen Körper zusammensog und sein Taschentuch rot färbte, wenn er es an die Lippen drückte.

Warum war er auch so eigenförmig gewesen? Warum hatte er noch kämpfen wollen, als er sich schon krank fühlte, warum hatte er sich ins Theater tragen lassen, um doch noch zu singen, bis ihn plötzlich seine Kräfte verlassen hatten? Da war es passiert, das Schreckliche, die Stimme hatte ihn versagt, und aus dem Zuhörerkreis war ein lautes, langanhaltendes Pfeifen ertönt!

Ausgepfeifen!
Er! . . . Lobel! . . . der berühmte Tenor . . . der ausgeschwärzte „Nomo“ . . . er, dessen „Faust“ nicht seinesgleichen hatte und der zehn Jahre lang der Agott des „tont Paris“ gewesen war. . . . Ach! das schrille Pfeifen, er glaubte es noch immer zu hören! Kalter Schweiß trat ihm bei dem Gedanken auf die Stirn. Er starb nicht nur, weil er krank, er starb, weil er ausgepfeifen worden war.

Sterben! . . . Nachdem er zehn Jahre in dem Paris gelebt, das einen mit tausend Armen unspannt und festhält, sein Opfer mitreißt in den Strudel, es entweder auf schwindelnde Höhe erhebt oder elend zu Grunde gehen läßt. Sollte er den letzten Monat in seiner eleganten Bohmung in der Aubertstraße zwischen Wagengeräusch und in unmittelbarer Nähe des Theaters, wo er seine Triumphe gefeiert und das Schrecklichste erlitten, sollte er da den Tod erwarten? . . . Oder sollte er in die Heimat, in die sonnige Provence, zurückkehren zu Vater und Mutter, deren Agott er war? Zu seiner Mutter, die er noch immer wie die kleinen Kinder „Mama“ nannte?

„Mama!“
Wie viel Erinnerungen lauchten bei dem Wort in ihm auf. Ein gutes, freundliches Väterninnengesicht, gebräunt von Lust und Sonne, eine weiße Haube, deren gesteierte Flügel jeder Bewegung des Kopfes folgten. Die „Mama“, die ihren Jungen bewachte, als er sich in Wald und Feld unter dem blauen Himmel der Provence herumgetrieben hatte!

Später war dann die Lehrzeit bei dem Wöttcher, dem Meister Barbat gekommen. . . . Wie vergnügt hatte er auf die Fahrreisen losgeschlagen und dabei aus voller Kehle irgend ein Volkslied gesungen!

Eines Tags, als er gerade wieder sein Lieblinglied geschmeltet, war ein Fremder — ein Herr aus Paris — ganz verwundert vor der Wöttcherei stehen geblieben.

„Hör' mal, junger Mann, ich will Dir was sagen“, hatte er ihn angedrückt, „wenn Deine Eltern Dich mit mir reisen lassen, ist Dein Glück gemacht!“ — „Wie?" — „Du hast Gold in der Kehle!“ — Lobel hatte die Augen weit aufgerissen. „Gold in der Kehle? . . . Der Herr macht sich doch wohl über mich lustig!“ . . . Aber nein, der andre lachte nicht.

Und dann fing Lobel an zu fragen. Der Herr, der aus Paris kam, kannte dort einen bekannten Musiker, dem sollte er etwas vorsingen. . . . Es gab für ihn, Lobel, nur einen Weg, das Konservatorium, die Oper. . . . „Du hast Millionen in der Kehle, das versichere ich Dir!“ so schloß der Fremde seine Rede.

Als Lobel am Abend seinen Eltern den bescheidenen Wochenlohn abrieferte, erzählte er denn auch ganz erregt, was ihm passiert war, und fuhr fort: „Wenn Ihr die Reise für mich bezahlen wollt, so mache ich bestimmt mein Glück. . . . dann kaufe ich Euch später eine Maulbeerplantage. . . . Ihr könnt eine Seidenraupenzucht anlegen. . . . und reich werden, viel reicher als Meister Barbat. . . . ich habe Millionen in der Kehle; sie müssen nur hervorgeholt werden!“

Die Alten hatten alle Sparsförmige zusammengetragen, und als sie ihren Jungen zum Bahnhof begleiteten, blieb kein Notgroßden mehr in ihren Händen. Lobel sah noch den kleinen Bahnhof, und wie die Mutter, um die Thränen zu verbergen, den Kopf senkte, so daß die weiße Haube das Gesicht ganz beschattete; nur die weißen Flügel hatten so eigentümlich gezittert, gerade wie bei einem verwundeten Vogel, und dann hatte der Zug sich in Bewegung gesetzt und ihn fortgeführt nach Paris, das für ihn die todende Zukunft umschloß.

Nun war die Maulbeerplantage längst mit dem Geld gekauft, das der berühmte Tenor Lobel, der Held seines heimatlichen Dorfes, den alten Eltern geschickt hatte, und Vater und Mutter lebten dort sorglos. Einmal im Jahr ließ die „Mama“ den Vater, der inzwischen gelähmt war, allein, um nach Paris zu fahren, ihren „Sungen“ zu umarme, und die Pension zu holen, die er ihnen ausgesetzt.

Jedesmal war es dieselbe Freude, gab es dieselben Fragen und Antworten:

„Bist Du noch immer der Liebling der Pariser?“ — „Mehr denn je.“ — „Immer noch so große Erfolge?“ — „Noch viel größer!“ — „Und bist gesund dabei?“ — „Stark wie ein Türke!“ — „Er lieb das „r“ schnurren.“ — „Ja, es ist wahr, Du siehst prächtig aus.“

Und dann kehrte die „Mama“ wieder in die Heimat zurück, ganz benommen von dem Glück, ihren Sohn gesehen, von seinem Ruhm gehört zu haben: ein solcher Besuch machte sie ordentlich wieder jung . . . eine ganze Weile lebte sie von der Erinnerung daran, bis das Jahr um war und sie die Reise wieder antrat . . . Und heute sollte sie kommen . . .

Was würde die gute, alte Frau sagen, wenn sie statt ihres gesunden Jungen, der „stark wie ein Türke“ war, das abgemagerte Gesicht, die blutleeren Lippen, die tiefstehenden Augen, mit einem Wort einen Schwerverkranken sehen würde?

Welch schmerzliches Grünnern würde sie in die Heimat nehmen! Ihr Mutterherz mußte ihr ja sagen, daß ihr Sohn rettungslos verloren sei. Unfähig, zu helfen, würde sie dem elenden Ende ihres Lieblings beizuhelfen müssen! Seine Qual würde durch ihren Schmerz verdoppelt werden . . .

Rein! Rein! . . . Das sollte nicht sein, um keinen Preis. Die Liebe, alte Mama sollte bis zum letzten Augenblick in der Illusion leben, daß ihr „Junge“ der berühmte Tenor Lobel sei und durch seinen Gesang die Pariser entzückte! Beglückt und freudig wie immer sollte sie zum Vater zurückkehren.

Die Klingel ertönte. . . Der Diener öffnete, und Lobel erkannte die wohlbelannte Stimme. . .

Das war die „Mama“.
„En avant“, flüsterte Lobel mit schmerzverzogenen Lippen lächelnd, „vor die Kämpfe zum letzten Akt!“

Auf seinem Toiletentisch steht eine ganze Armee von Töpfen und Kreulen, die Puder und Schminke enthalten.

Hastig greift er nach dem „Pul“, legt davon auf die Wangen und die blassen Lippen. Ein bißchen Schwarz auf die Wimpern, um den schon trübten Augen Glanz zu verleihen. Ein wenig gelblichen Puder, um das Ganze einheitlicher wirken zu lassen.

Nun einen Blick in den Spiegel! Bravo! . . . Beinahe der so angejubelte „Faust“, der vergötterte Tenor des vergangenen Jahres! . . . Die alte Frau mit der weißen Haube kam kommen!

Da ist sie auch schon.
Mit Aufbietung aller Kraft hebt Lobel seine liebe „Mama“ in die Höhe, um sie zu küssen. Wie Mei so schwer erscheint ihm die Kleine, alte Frau, die er sonst wie eine Puppe auf dem Arm genommen! Mit zärtlichen Blicken und fast kindlich glücklichem Lächeln kommen die üblichen Fragen, die Lobel fröhlich beantwortet:
„Na, Du bist also immer noch der Liebling der Pariser?“
„Fünfzehnhundertmal haben sie mich gestern nach „Robert der Teufel“ herausgerufen!“

„Und bist immer gesund dabei?“
„Stark wie ein Türke!“

„Das freut mich, mein lieber Junge! . . . Ich werd' es dem Vater und allen im Dorfe erzählen!“
Und während zwei Stunden spricht und lacht Lobel, geht hin und her, erzählt und fragt die alte Frau nach allem Möglichen aus der Heimat. . . Er war nie lebhafter, nie lustiger, nie sprudelnder. Aber er fühlt schon den Anfall kommen . . . den bösen Anfall! . . . und hastig sagt er:

„Entschuldige mich jetzt, Mama! . . . Wir müssen uns Lebewohl sagen . . . eine dringende Probe . . . Direktoren, die ich sprechen muß . . . es handelt sich um eine Tournee in Amerika. . .“

„Ja, ja, ich verstehe das wohl.“ sagte die alte Frau ernsthaft nickend und schied sich zum Gehen an.

Noch einmal hebt der „Junge“ sie auf und drückt sie in schmerzlicher Bewegung an sich.

„Also: Adieu!“
„Wirklich schon?“

„Ja, Mama, es hält nicht! . . . Der Verus bringt das so mit sich . . . küß den Vater!“

„Das thu ich, sei unbesorgt.“
„Und auf frohes Wiedersehen nächstes Jahr!“
„Adieu, mein Jungen!“
„Adieu, Mama!“

Auf der Schwelle wendet sich die alte Frau noch einmal um und wirft ihrem „Jungen“, der ihr der Jubegriff der Gesundheit scheint, einen liebevollen und bewundernden Blick zu. Dann schließt sich die Thür hinter ihr.

Es war hohe Zeit.
Ganz erschöpft ist Lobel in einen Lehnstuhl gesunken. Kraftlos fällt er zusammen. Und während ein Hustenanfall den armen Körper wie im Krampf schüttelt, geht die alte Frau zufrieden und beglückt ihres Weges fort und spricht dabei halblaut vor sich hin:

„Wirklich, die Theaterluft bekommt ihm gut! . . . Er ist fröhlich wie ein Kind! . . . Und wie wohl er aussieht! Der gute Junge kann hundert Jahre alt werden!“ —

Kleines Feuilleton.

— Ueber Sprachentwicklung in den ersten Lebensjahren. Das neugeborene Kind ist weder körperlich noch geistig zum Sprechen befähigt. Aber der Säugling nimmt sofort seine Lungen und den

Kehlkopf in Übung; dazu dienen ihm Weinen und Schreien oft weit über den Wunsch seiner Umgebung hinaus. Schon vor Ablauf des ersten Vierteljahres, zu derselben Zeit, wo das Kind die ersten greifenden Bewegungen macht, treten die ersten Sprechversuche ein: das Kind versucht sich in der Hervorbringung der mannigfaltigsten und merkwürdigsten Lippen- und Gaumenlaute, die bereits an die gewöhnlichen Klänge der Muttersprache erinnern, ohne deren fest ausgeprägten Charakter zu haben. Professor Kufmaul bezeichnet diese Sprechversuche als „wilde Laute“ und die Zeit ihres Auftretens als erste Periode der Sprachentwicklung; von einer sprachhygienischen Einwirkung kann darin keine Rede sein.

Die zweite Stufe der Sprachentwicklung hat das Kind erreicht, wenn die allen neugeborenen Menschen anhaftende (vielleicht nur scheinbare) Taubheit oder Gehörlosigkeit verschwindet, wenn es hört und Töne unterscheiden lernt. Zugleich kommen Nachahmungs- und Tätigkeitstrieb zum Vorschein und ändern die wilden Laute allmählich in die sprachlichen Laute um. Das Kind ahmt die Sprache seiner Umgebung nach, allerdings anfangs in einer so unvollkommenen Form, daß nur zärtliche Eltern- und Geschwisterliebe aus ihr einen Inhalt, ein Begriffswort herauszuhören vermag. Je häufiger der kleine Mensch zum Sprechen aufgefordert wird, je reiner und schärfer die Laute an sein Ohr dringen, um so leichter wird ihm die Nachbildung. Die Mutter, die oft und lebhaft auf ihren Liebling einredet und ihm Geschichten erzählt, die er doch noch nicht verstehen kann, trifft darin unbewußt das Richtige.

Die hohe Bedeutung des guten Vorsprechens für diese Entwicklungsetzungen betonen fast alle großen Erzieher. Aus dem Altertum haben wir das Zeugnis Quintilians; er schrieb in einer Zeit, da die römischen Mütter sich ihrer ersten und heiligsten Pflicht entzogen: „Vor allem sei die Sprache der Ammen fehlerfrei. — Zwar ist bei ihnen ohne Zweifel auf die Sitten die erste Rücksicht zu nehmen; jedoch sollen sie auch richtig sprechen. Sie wird der Knabe zuerst hören, ihre Worte wird er nachzubilden versuchen. — Es gewöhne sich der Knabe, auch während er unmündig ist, an kein Reden, das ihm wieder abzugewöhnen wäre.“ Santal Hieronymus warnt besonders vor der noch heute weitverbreiteten Unsitte, die mangelhafte Sprache der Kinder im Verkehr mit ihnen nachzuahmen, vor der sogenannten Ammensprache. Wir können begreifen, daß das Mutterherz an der drohenden Ausdrucksweise seines Lieblings die helle Freude hat, aber sie nachahmen, heißt der sprachlichen Entwicklung des Kindes ein Hindernis in den Weg legen; manche Kinder werden durch diese Unvernunft Stammler. Pestalozzi schrieb vor hundert Jahren in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“: „Es stellt sich niemand vor, der es nicht gesehen, in welchem Grade das Vorsprechen dieser einfachen Töne ba, da, ba; da, da da; ma, ma, ma usw. die Aufmerksamkeit unmündiger Kinder rege macht und für sie Reiz hat, ebenso wenig, was durch das frühe Bewußtsein dieser Töne für die allgemeine Lernkraft gewonnen ist.“ Wir citieren zuletzt Herder: „Glücklich ist das Kind, glücklich ist der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebevolle Töne ins Ohr klangen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten!“

Die Maßregeln, die sich aus den angeführten Forderungen ergeben, sind: 1. Sprich dem Kinde lautlich und scharf artikuliert vor. 2. Verbessere durch wiederholtes Vorsprechen, wenn es Laute falsch bildet oder schlecht artikuliert. 3. Rege es zum Sprechen an, damit es seine Sprechwerkzeuge übt. Kleine, einfache Sätze, die sich an Spielzeug, Puppe, Bilder, Beschäftigung und dergleichen anschließen, bieten zur Durchführung dieser Einwirkung willkommenen Stoff. Am leichtesten können alle Kinder die Vokale bilden; bei den Konsonanten wächst die Schwierigkeit in der Richtung von den Lippen zu den Gaumenlauten. Schulze zählt zu der ersten Stufe p, b, m, f, w, d, n; zur zweiten l und s; zur dritten g und j; zur vierten ch; am schwierigsten sind r, ng, l und g. Besonders des „r“ findet sich in Fritz Reuters „Stromlid“ eine feine Beobachtung. Eining und Mining stehen vor des Großvaters Perücke und der Großmutter Staatshaube, die von einem leichten Luftzuge, der durchs offene Fenster spielt, hin- und herbewegt werden: „Rid, Eining“, säd Mining, „don steiht ons Watting sin Bäd.“ Sei kann mit dat R noch nicht taurecht kamen. „Du seggst jo immer Bäd, du möst — Bäd seggen.“ säd Eining, denn — sei kann ol noch nich mit dat R fertig warden.“ Solche Fehler sind bis zu einem gewissen Alter in der mangelhaften Ausbildung und Übung der Sprechwerkzeuge begründet und verschwinden von selbst; bei Verbildungen der Lippen, des Rachens usw. muß selbstverständlich der Sprachheilart gehört werden. — (Köln. Volksz.)

Musik.

Nicht bald wird man einen guten alten Bekannten freudiger begrüßen können, als zu Beginn der Sommerzeit die seit längstem ständige wiederkehrende Morwig-Oper im Schiller-Theater. Eine Gesellschaft, erfüllt von künstlerischem sowohl wie auch volksfreundlichem Geist, nicht reich an Mitteln und deshalb ohne Fähigkeit der Konkurrenz mit den großen Operntheatern, doch in ihrem beschränkten Rahmen voll guten Willens und im allgemeinen guter Leistungen. Zudem wurde diesmal das Spiel mit einer Oper eröffnet, die wieder hervorzuziehen dringend nötig war, und die freilich auch sehr viel verlangt. Marschners „Gans Heiling“ steht in der Entwicklung der deutschen Oper zwischen Webers „Freischütz“ und Wagners „Fliegendem

Holländer". Alle drei sind Musterbeispiele für das, was man romantisch nennt, und haben wie nicht bald andre Werke das Vereinnahmen einer Geisteswelt in die Menschenwelt anschaulich und beständig dargestellt. Der „Heiling“ steht hinter jenen beiden übrigen Werken keineswegs zurück, was die glaubwürdige, enge Verknüpfung der beiden Welten und die Reichhaltigkeit der musikalischen Illustration betrifft; ja, er ist ihnen wohl noch über durch die Fülle des verschiedenartigen Lebens, die er entfaltet. Der Titelheld ist einer der „gemischtesten“ Charaktere, die es in der dramatischen Litteratur giebt. Allerdings hat das litterarisch wertvolle Textbuch (von Ph. Ed. Deurient) diese mehrfachen Charakterzüge nur eben angedeutet, und des Darstellers Aufgabe ist es nun, diese Skizze auszugestalten. Herr Otto Goritz zählt zu den best singenden Bariton; allein die Gleichmäßigkeit, mit der sein Spiel und sein Gesangsausdruck über all diese Verschiedenheiten und Kombinationen hinweggehen, macht jenes Ausgestaltete nicht möglich. Gleich ihm waren auch die Damen Henry Borchers und Frieda Hawliczek und, wenn ich nicht irre, die Herren Josef Horwitz und Georg Thölke Bekannte vom vorigen Jahr. Die erstgenannte in der Stimme noch flackernder als vordem; die zweitgenannte wieder würdig und routiniert im Spiel, doch anscheinend mit einer Einbuße an Lebendigkeit und Natürlichkeit; der Tenor Horwitz, nicht eben angenehm auffallend durch einen wenig sonoren, stark hellen und doch nicht (wie sonst in ähnlichen Fällen) genügend freien Ton; der Bassbuffo Thölke kurzweg famos im Spiel. Neu war meines Erinnerns Katharina Röder in der Rolle der zwischen Menschen- und Erdgeistliche stehenden Anna. Sie verfügt über einen sonoren dramatischen Sopran mit erfreulich festen Tönen, doch mit einer ungleichmäßigen, noch recht sehr auszubildenden Tiefe. Spiel und Ausdruck stehen bei ihr im genauen Dienst einer selbständigen Auffassung, zu deren erfreulichsten Eigentümlichkeiten die Fähigkeit gehört, die hervorragenden Momente auch durch hervorragende Eindrücke auszuzeichnen. Die Kunst des gesprochenen Wortes war bei allen mivollkommen. Gerne nennen wir noch den Tenorbuffo Georg Kunzky, den bewährten Kapellmeister Julius Prüwer und neben dem aufmerksamen Chor schließlich auch den Regisseur Adolf Carlhof, für den wir schon immer mit Anerkennung so wenig zurückgehalten haben, daß unsre Klage über einzelne Mängel Anspruch auf besonderes Gehör erheben darf: wir meinen die verhältnismäßige Rückständigkeit und sogar Unklarheit, mit der manche der Erscheinungen aus der Geisteswelt angeordnet sind. --

sz.

Aus dem Tierleben.

t. Das Vogelleben am weißen Nil schildert der Naturforscher Witherby auf Grund eigener Beobachtungen. Zahllose Watvögel stelzen an den Ufern des Flusses hin und her und durchsuchen mit ihren Schnäbeln die Haufen verwesender Muscheln, die immer von neuem aus dem Wasser ergänzt werden. Unter diesen Vögeln ist am auffallendsten der Marabu, der afrikanische Vertreter des indischen Adjutantenvogels. Der Marabu ist nicht nur durch seine Größe und Gestalt auffällig, sondern auch durch sein dunkles Gefieder, seinen nackten, rötlich-gelben Kopf und den riesigen, schnabelförmigen Schnabel. Sie sind echte Kasrefresser und wenn man sie mit ihren massiven, kräftigen Schnäbeln die Austernschalen aufbrechen sieht, so kann man es wohl verstehen, wie mancher an schauderhafte Schauspiele gewöhnte Mann nach der Schlacht von Dindebreit bei Anblick der von diesen Vögeln verstümmelten Leichen von Entsetzen ergriffen wurde. Ein andres Mitglied der Storchfamilie, das die Muschellager am weißen Nil besucht, ist ein dunkelgefärbter Vogel mit didem, weißlichen Schnabel, dessen Kiefern nahe der Spitze so gefurcht sind, daß bei sonst geschlossenem Schnabel ein offener Schlitze bleibt, eine Eigentümlichkeit, die dem Vogel den Namen Klaffschnabel eingetragen hat. Unter der übrigen Vogelbevölkerung der Flußufer sind die Pelikane am auffallendsten. Der Reisende bekam eines Abends plötzlich eine große Herde dieser Vögel in dem seichten Wasser am Munde des Stromes zu Gesicht. Einige suchten nach Futter, andre reinigten ihr rosaweißes Gefieder, noch andre badeten ihre plumpen Schnäbel im Wasser, während über die ganze Landschaft die niedergehende Sonne ihr zartes rotes Licht goß. In Anbetracht der Größe des Vogels ist die Annahme im Fluge des Pelikans überraschend. Mit wenigen kräftigen Flügelschlägen erhebt er sich langsam über das Wasser, breitet dann die Schwirgen aus und schwebt gerade und schnell mit einem Fuß auf der Wasserfläche einige hundert Meter weit, biegt sich dann etwas aufwärts, schlägt noch einige Male mit den Flügeln und ist wieder zu einem langen Schwebeflug bereit. --

Technisches.

— Pfirsichfarbiges Porzellan. Vielleicht das kostbarste und geschätzteste chinesische Porzellan ist das pfirsichfarbige. Jedenfalls ist es sehr selten, und für ein Stück dieser Art ist der höchste Preis bezahlt worden, den chinesisches Porzellan überhaupt je erzielt hat. Fast alle Stücke kosten mehr, als das Gold, das sie wiegen. Das pfirsichfarbige Porzellan ist nur eine sehr kurze Zeit lang hergestellt; es stammt aus der Zeit des Kuanghi (1861—1722), ist jetzt also 300 Jahre alt. Das Geheimnis seiner Anfertigung scheint im Besitz einer einzigen Familie des Städtchens

Kincheding, in der Nähe von Kinkiang, gewesen zu sein. Es ist mit ihr untergegangen, und kein Versuch, das pfirsichfarbige Porzellan nachzumachen, ist bis heute geglückt. Merkwürdig ist, daß es, soweit bekannt, in nur fünf Formen vorkommt; die Stücke sind ausnahmslos klein, und die Gegenstände einer Form gleichen sich untereinander in Größe und Farbe genau. Die fünf Formen, in denen man bisher pfirsichfarbenes Porzellan angewandt gefunden hat, sind die folgenden: Nr. 1 ist eine kleine Dose für Lippenrot, die etwa 6,5 Centimeter im Durchmesser hat. Nr. 2 ist eine offene Schale, wie sie als Farbtopf beim Schreiben gebraucht wird; sie mißt etwa 11 Centimeter im Durchmesser. Nr. 3 ist ein Wassertopf von 12,5 Centimeter Durchmesser am Boden und 7 Centimeter Höhe; Nr. 4 und 5 schließlich sind Blumenvasen in der griechischen Amphoraform. Nr. 4, die kleinere, schlankere, ist etwa 16 Centimeter hoch, Nr. 5, die größere, 21 Centimeter. Das berühmteste Stück pfirsichfarbenen Porzellans gehört der Nr. 5 an; soweit bekannt, ist es ein Unikum. Diese Vase ist in ihrer Art ein ebenso vollendetes Kunstwerk, erklärte ein Kenner chinesischen Porzellans voller Enthusiasmus, wie die Venus von Milo. Man muß die wunderbar duftige Farbe und die fehlerlose Arbeit gesehen haben, um das zu verstehen. Sie hat keinen Riß, wie das allerdings gerade bei gutem alten chinesischen Porzellan sehr häufig vorkommt, und sie hat keinen Flecken, während sonst so häufig graue, ja selbst schwarze Stellen beim pfirsichfarbenen Porzellan vorkommen. --

Humoristisches.

— Ablösung. Frau: „Mein Mann sitzt noch immer hart-herzig im Schreibzimmer. Er muß mich doch schluchzen hören!“

Josef: „Er will es nicht hören, Gnädige!“

Frau: „Er muß nachgeben! Mir thut schon der Hals weh; kommen Sie, Lina, schluchzen Sie eine halbe Stunde weiter!“ --

— Vorsichtig. Bäckermeister (dem von einem Negal ein Brot auf den Kopf fällt, erschreckt): „Donnerwetter, da hätte ich tot bleiben können . . . von jetzt ab werde ich das Brot aber kleiner baden!“ --
(„Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Otto Julius Bierbaum hat in einem Sammelbande „Irrgarten der Liebe“ alles, was er bisher an Lyrik hervorgebracht hat, zusammengestellt und im „Insel“-Verlag (Schuster u. Köppler) erscheinen lassen. Der 456 Seiten starke Band kostet nur 1 M. --

— Der bekannte norwegische Dichter Alexander Skjelland ist in Karlsbad bedenklich erkrankt. --

— Anton Dvorschaks Oper „Russalka“ ist von der Berliner Oper zur Aufführung angenommen worden. --

— „Der Gemeine“, Volksstück in 3 Akten von Felix Salten, wird eine der ersten Novitäten der kommenden Spielzeit im Neuen Theater sein. --

— Das Wiener Raimund-Theater wird die Posse „Secession“ von einem anonymen Wiener Autor zur Darstellung bringen. --

— Hermine Körner vom Wiener Stadttheater tritt mit Beginn der nächsten Saison als sentimentale Liebhaberin in den Verband des Berliner Schauspielhauses. --

— Im Carl Weiß-Theater eröffnet am 23. Juni die Sommeroper ihre Volksvorstellungen zum Preise von 60 Pf. für jeden Platz mit Vorzugs- „Waffen Schmied“. Der Billetverkauf findet in der nämlichen Weise statt, wie bei der Freien Volksbühne. --

a. Von den Preisen der Akademie der Künste erhielt den Staatspreis für Architekten (3300 M. zu einer einjährigen Studienreise) Richard Biegler aus Breslau, der sich autodidaktisch gebildet und keine Hochschule besucht hat; den Preis für Maler (3300 M. zu einer Reise nach Italien) Lipinsky, den Dr. Paul Schulze-Preis für Bildhauer (3000 M.) Georg Hengstenberg aus Meran, den Michael Beer-Preis für Bildhauer jüdischer Konfession (2250 M.) Plastner aus Berlin. --

— Im Römer-Museum zu Hildesheim ist eine wertvolle Sammlung japanischer Kunstschätze, alte Bronzen, Emaillegefäße, Lackwaren, Elfenbeinarbeiten, Kostümbilder usw., zur Ausstellung gekommen. --

— Zu Gourehma im Sudan ist im vorigen Sommer eine merkwürdige, 37,75 Kilogramm schwere Metallmasse aus der Luft gefallen. Nach den Ergebnissen der kürzlich in Paris vorgenommenen Untersuchung besteht die Masse aus 92 Proz. Eisen, 7 Proz. Nickel und geringen Mengen von Schwefeleisen, Phosphoreisen, Kobalt und Graphit. An verschiedenen Stellen der Masse zeigen sich Ueberreste einer glänzenden schwarzen Rinde, wie man sie bei Meteoriten gewöhnlich findet; auch die Furchen und Rillen auf der einen Seite des Körpers sind ähnlich denjenigen der Vorderfläche mancher echten Meteoriten. Sonach läßt sich an der meteorischen Natur dieser Metallmasse wohl nicht zweifeln. --